

Vernissagerede Weißfrauenkirche, 6.10.2016

Sabine Kuehnle – *Die Versuchung des heiligen Antonius*

Gestatten Sie mir, drei Schlaglichter auf die Arbeiten von Sabine Kuehnle zu werfen und so den Kontext auszuloten, in dem auch diese Arbeit hier entstanden ist.

Erstes Schlaglicht

Vor etwa drei Jahren, in einem unserer ersten längeren Gespräche, berichtete mir Sabine von einem Arbeitsaufenthalt in Finnland und von ihrer Beschäftigung mit dem finnischen Epos *Kalevala*. Diese im 19. Jahrhundert zusammengestellte Sammlung von Sagen und Mythen kreist um die Erschaffung der Welt – und um die Helden- und Missetaten einiger mächtiger Sagengestalten. Ich beschaffte mir eine Ausgabe des *Kalevala* – und begegnete darin zunächst Ilmatar, der Tochter der Lüfte, die sich aus Einsamkeit ins Meer stürzt. Als sie auf dem Wasser treibt, nistet eine Ente auf ihrem Knie. Die Eier zerbrechen, aus ihren Teilen entstehen Himmel und Erde, Sonne und Mond, Wolken und Sterne. Ilmatars Sohn Väinämöinen kommt als uralter Greis auf die Welt, und er singt so schön, dass die Sonne am Himmel stehen bleibt und alle Flüsse innehalten. Auch ein Stier wird erwähnt: So groß sei er, heißt es, dass eine Schwalbe einen Tag brauche, um von einem Horn zum anderen zu fliegen. Eine weitere Figur taucht auf, deren Flüche so heftig sind, dass sich die Kelche der Blumen verschließen und die Federn der Raben grau werden. Das *Kalevala* steckt voller solcher Bilder, und ich verstand Sabines Faszination.

Zweites Schlaglicht

Inzwischen hatte ich verschiedentlich Gelegenheit, Sabines Arbeiten näher kennenzulernen, darunter *Falling asleep*, eine Bodenarbeit, die – locker, leicht und erdschwer zugleich – aus dem Inneren einer Federkernmatratze, vielfach gewundenen Schläuchen, getrocknetem Schlafmohn, ungebranntem Ton und Gaffatape besteht. Ein greifbares, physisches Sinnbild eben jenes sonderbaren Schwebezustands kurz vor dem Einschlafen, in dem die Gedanken zu kreisen beginnen, straucheln und sich überschlagen. Ich sah das rollbare Objekt *Ein alter Traum*, das 2014 im Kunstverein Frankfurt ausgestellt wurde: Ein mit Seilen dicht verschnürtes, mit einem Stein beschwertes und schwarz angemaltes Bündel aus einer Decke, einem Kissen und, darin einrollt, einem Spiegel. Ein konzentriertes Päckchen, das man ein Leben lang hinter sich herziehen kann.

Sabines letzte raumfüllende Arbeit mit dem Titel *Orpheus & Else oder die Überfülle des Lebendigen* inszenierte 2015 eine fiktive Begegnung zwischen Else Blankenhorn, einer Künstlerin und Psychiatriepatientin, und Orpheus, der in der griechischen Mythologie in die Unterwelt steigt, um seine verstorbene Frau Eurydike zurückzugewinnen. Die reale Figur Else Blankenhorn, 1873 geboren und über viele Jahre Patientin im Sanatorium Bellevue am Bodensee, sah ihre Mission darin, Liebende, die durch den Tod getrennt wurden, auszulösen, und sie erfand dafür eine eigene Währung, die sie wieder und wieder zeichnete.

Der Mythos von Orpheus und Eurydike tauchte hier nicht zum ersten Mal in Sabines Arbeit auf. *Tracing Eurydice* von 2015

ging ebenfalls auf ihn ein – mit einem Dickicht aus Geäst und Laub, Spiegelscherben, Absperrband und Schlangenhaut. Eine Quelle der Auseinandersetzung mit dem Thema war der Film *Orpheus*, den der surrealistische Regisseur, Schriftsteller und Maler Jean Cocteau 1949 gedreht hat. Ohnehin spielt der Surrealismus eine wichtige Rolle im Denken der Künstlerin – das Verschwimmen der Grenzen zwischen Realität und Traum, Wirklichkeit und Wahn, die mächtigen Wirkkräfte des Unbewussten und die Metamorphosen, die sich darin vollziehen.

Drittes Schlaglicht

Der Schlaf und der Tod seien Brüder, heißt es.

Jede Nacht legen wir uns neben den einen, dem wir vertrauen, und warten darauf, dass er uns – wohin auch immer – mit sich nimmt. Sobald der Atem flacher wird und die Bilder des Tages verschwimmen, fasst er uns bei einer Hand und stürzt, geschickt wie ein Trickdieb, das Bündel unserer bewussten Absichten über eine Brüstung. Wir alle kennen diese Nächte, in denen sich unsere Ängste in die Magenkuhle setzen wie der *Nachtmahr*, den Johann Heinrich Füssli 1790 gemalt hat.

Manchmal werden sie groß und größer, erdrückend und übermächtig – wie die Dämonen, die den heiligen Antonius heimsuchen und mit Stöcken malträtieren.

So vielfältig das künstlerische Schaffen Sabine Kuehnles auch ist, lässt sich darin doch ohne Weiteres ein roter Faden auflesen und nachverfolgen. Er verbindet all jene zu einer Seilschaft, die mit allem, was sie haben, mit sämtlichen Sinnen und ihrer ganzen körperlichen Kraft um Existenz ringen oder ihre Existenz behaupten. Und eben hier läuft die Faszination

der Künstlerin für Mythen, Träume, Wahn und für die Vision des heiligen Antonius in eines. Der Schlaf, die (nächtliche) Vision, lehrt uns das Fliehen und Fliegen, das Schweben und Segeln. Und den freien Fall.

Wie Träume sind auch Mythen durchdrungen von intensiven physischen Erlebnissen. *Mythos und Traum kennen kein Entrinnen*. Im Erlebnis existenzieller Nöte und übermenschlicher Kräfte errichten sie einen gemeinsamen Raum zwischen tödlicher *Abgrenzung* und tröstlicher *Entgrenzung* von allem, was lebendig ist. In diesem, von welttiefen Wurzeln durchwucherten Raum wohnt eine uralte menschliche Sehnsucht: Die Sehnsucht danach, die Umrisse unseres Seins zu ertasten und seine Verästelungen und seine entzündeten Enden mit dem großen Ganzen zu verflechten. Und so findet hier auch der Wahnsinn eine Stätte.

Mythos und Traum kennen kein Mittelmaß. Immer geht es ums Ganze. In meinen Augen ist Kunst dann am besten, wenn sie es ebenso hält. Wenn sie aufs Ganze geht, alles nimmt und alles gibt.

Sabine Kuehnle ist ein bedachtsamer Mensch. Sie überlegt lange, liest viel und reflektiert ihr Thema ausführlich, bevor sie eine Form findet und sich an die Arbeit macht. Was dann folgt, ist für mich eine der beglückendsten Erfahrungen, die die Kunst zu bieten hat: Ein wohlüberlegter, kraftvoller physischer Akt, der mir unmittelbar vor Augen führt, was sich nur unbeholfen in Worte kleiden lässt. Das Material wird zum Alphabet einer wortlosen Sprache, es wird *Bildhauerei* im allerbesten, eindrücklichsten Sinne. Zerfetzte Zelte werden zu Sinnbildern einer zweiten Haut, die keinen Schutz mehr bietet, Netze halten nicht mehr, was sie einmal eingefangen haben

und sichern sollten, Äste werden zu Prügeln in einem Kampf, der keiner Figur bedarf, um erlebbar zu werden.

Der Kampf, den Sabine Kuehnle in diesem Kirchenraum inszeniert, hat Schmutz und Brandspuren hinterlassen.

So mittelmäßig uns unser Dasein auch manchmal erscheinen mag: Im Grunde wissen wir alle, dass es von Minute eins an uns Ganze geht und wir nicht *ein* Quäntchen Zeit für Mittelmaß haben. Gelegentlich also muss man sein eigenes kleines Universum in Brand stecken, muss zusehen, wie es abfackelt und muss Zelte zerreißen, damit man sich neu finden und neu verorten kann.

Die Versuchungen, an die Martin Schongauer und Hieronymus Bosch gedacht haben mögen, als sie vor über 500 Jahren die Peinigung des heiligen Antonius darstellten, sind heute keine Versuchungen mehr, denn dafür sind sie viel zu leicht zu haben. Die Kämpfe im Inneren aber, die jeder von uns mit sich selbst und seinen Dämonen auszufechten hat, bleiben. Der heilige Antonius erlebt beim Angriff der Dämonen die Hölle. „Die Hölle, das sind die anderen“, schrieb Jean Paul Sartre in dem Stück *Geschlossene Gesellschaft*. Im Hinblick auf die Arbeit von Sabine Kuehnle allerdings scheint mir ein anderer Satz näher. Er stammt von dem amerikanischen Schriftsteller Tennessee Williams und lautet:

„Würde ich meine Dämonen loswerden, so würde ich auch meine Engel verlieren.“

Britta Schröder